

Wo der Krieg zum Weltkrieg wurde

Neunzig Jahre nach der Somme-Schlacht:
ein Besuch in dem französischen Dorf Thiepval
und eine Erinnerung an meinen Großvater,
der dort für einige Jahre Soldat war

Von Kurt Oesterle

Im baden-württembergischen Tübingen steht der Name Thiepval für ein Gelände mit einer ehemaligen Kaserne, die seit Jahrzehnten zivil genutzt wird. In Großbritannien ist er das weithin bekannte Synonym für die Katastrophe, in die englische und irische Einheiten in der Somme-Schlacht von 1916 gerieten. Ihnen gegenüber, in dem kleinen Bauerndorf Thiepval, lagen deutsche Soldaten des 180. württembergischen Infanterieregiments, deren Heimatgarnison Tübingen war; ihre dortige Kaserne wurde 1938 nach dem Ort in der Picardie benannt – eine mentale Vorbereitung auf den nächsten Krieg: Thiepval schien den Nazis ein Ort der Sieger, nicht der Verlierer zu sein ... Im gesamten Commonwealth ist Thiepval bis heute der wichtigste Gedenkort für die britischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs geblieben.

Thiepval ist von Tübingen, der Stadt, in der ich lebe, 676 Kilometer entfernt. Im Jahr 2006 hat das Dorf 99 Einwohner und besteht aus kaum dreißig meistens einstöckigen Häusern sowie einer Kirche. Es liegt auf einem teilweise bewaldeten Höhenzug, der nach Süden hin steil abfällt zu dem Flößchen Ancre, das kurz vor Amiens in die Somme mündet. Im Norden, Westen und Osten Thiepvals dehnen sich auf Kreideboden unübersehbare Felder aus, auf denen Zuckerrüben, Weizen und Dinkel wachsen. Aus dem extrem flachen und weiten Land ragen außer ein paar Pappelreihen nur einige Kirchtürme und hie und da ein Schornstein auf. Sie stehen in gleichfalls nicht sehr großen Ortschaften mit Namen wie Grandcourt, Pozières, Courcellette, Athies, La Boisselle oder Longueval. Keines der picardischen Bauerndörfer dieses Landstrichs hat den Ersten Weltkrieg überstanden, doch sind alle Dörfer nachher wieder aufgebaut worden, manchmal kleiner oder hundert Meter von ihrem Platz entfernt – und jedes Gebäude ausnahmslos mit dem dunkelroten Backstein, der in der Gegend gebrannt wird und offenbar als einziges Baumaterial verfügbar war. Nicht wieder aufgebaut wurde das Schlösschen von Thiepval, das dem Grafen Bréda gehörte, bei dem vor dem Krieg die Mehrzahl der damals knapp über zweihundert Dorfbewohner gearbeitet hatte.

An der Stelle von Schloss und Schlosspark - durch ihn lief der vorderste deutsche Graben - erhebt sich heute das mit

Tricolore und Union-Jack beflaggte „Thiepval Memorial to the Missing“. Es ist 46 Meter hoch, wurde nach Plänen des englischen Architekten Edwin Lutyens errichtet und im Jahr 1932 eingeweiht. Auf den hellen Steinplatten der sechzehn Pfeiler sind die Namen aller Vermissten der Somme-Schlacht eingraviert: anfangs waren es über 73.000 – Menschen, die in der Landschaft verschwunden sind wie Staubkörnchen. Ihre Namen stehen in langen Kolonnen jeweils unter dem Namen des Ortes, an dem ihre Träger gekämpft haben. „Vermisst“ kann zweierlei bedeuten: entweder unauffindbar in der von Millionen Geschossen aller Kaliber um- und umgepflügten Kampfzone oder nach der Schlacht zwar wiedergefunden, aber unidentifizierbar. Bis heute kehren manche der Toten zurück; die identifizierbaren werden auf einem der 140 britischen Friedhöfe der Umgebung beerdigt und erhalten dort einen individuellen Grabstein – ihre Namen am Memorial aber werden getilgt (so liegt die aktuelle Zahl der Vermissten bei 72.191). Werden unidentifizierbare Überreste gefunden, so kommen sie ebenfalls auf einen der Friedhöfe, unter der Grabinschrift: *„Unknown Soldier of the Great War / Known but to God“*.

Nebenan auf der grünen Wiese, die im Frühjahr rot gepunktet ist vom Klatschmohn, entstand vor wenigen Jahren das „Thiepval Exhibition Centre“. Es handelt sich dabei um ein zeitgemäßes, mit allen denkbaren Medien ausgestattetes Museum der Somme-Schlacht und des Ersten Weltkriegs, zugleich aber auch um ein Dokumentationszentrum, in dem in den kommenden Jahren und Jahrzehnten eine vollständige

Datenbank aller Vermissten angelegt werden soll, mit Fotos und allen verfügbaren Lebensdaten. Das Gedächtnis will den „Missing“ ihr Gesicht und ihre Geschichte zurückgeben.

Nach Ostern schwillt der Besucherstrom wieder an. Busse aus London und Manchester, Personenwagen aus Belfast und Glasgow rollen die schmalen Straßen aus dem Ancre-Tal hinauf nach „Thiepval Ridge“, wie die Briten seit 1916 sagen, dem „Kamm von Thiepval“. Man sieht Familien, Rentnergruppen, Schulklassen, Einzelgänger. Ein paar Verwegene schlagen sich ins Unterholz des Waldes von Authuille, der sich zum Fluß hinabzieht und der bei den Briten seit dem Krieg als „Thiepval Wood“ bekannt ist. An manchen Orten warnen mehrsprachige Schilder davor, die Wege zu verlassen. Es soll hier nach wie vor einiges herumliegen, was der Explosion harrt. Verhasst sind den Bauern Besucher, die im Gelände ein Kriegssouvenir finden wollen, teils mit Metalldetektoren, aber auch indem sie mit Stöcken in der Erde stochern.

Denn für Souvenirs ist das Museum zuständig; auf einer Glastheke an der Pforte werden sie Tag für Tag ausgebreitet – Gedächtnis in der vielfältigen Gestalt alltäglicher Gebrauchsgegenstände: Löffel und Tassen, Lineale und Bleistifte, Schreibblöcke, Mousepads, Papiertaschen, Fingerhüte, Brieföffner und Kugelschreiber, mittendrin auch ein Jojo und ein Domino-Spiel. Auf allem steht in Großbuchstaben „Thiepval“, meist neben dem Signet der Gedenkstätte. Seltsam, mit welchen – teils geschmacklosen Mitteln – das kollektive Ge-

dächtnis sich heute behelfen muss, nur um nicht zu vergessen.

Noch älter als das Memorial ist der „Ulster-Tower“, der fünfzehn Wegminuten entfernt liegt und bereits im Jahr 1921 fertiggestellt war. Es handelt sich dabei um die maßstabsgerechte Nachbildung eines mittelalterlichen Turmes in Nordirland, in jener Gegend gelegen, in der die Soldaten ausgebildet wurden, die im Sommer 1916 die von Deutschen besetzte Anhöhe von Thiepval einnehmen sollten. Durch einen Zaun deutlich abgetrennt liegt auf dem Grundstück mit dem deplaziert wirkenden Turm der winzige Gedenkpark, den der Oranier-Orden angelegt hat. Er erinnert nicht nur daran, daß vor Thiepval vor allem im Juli 1916 nordirisch-protestantische Loyalisten ihr Leben für die englische Krone ließen, sondern daß ebenfalls an einem Julitag, und zwar im Jahr 1690, in Irland die Protestanten die Katholiken besiegt haben. Am Zaun hängen Fahnen der „Ulster Volunteer Force“, jener loyalistischen Freiwilligentruppe, aus der die in der Somme-Schlacht kämpfende 36. Division, deren Mitglieder ausschließlich „Ulstermen“ waren, hervorgegangen ist. Dieses Gärtchen ist glücklicherweise der einzige Ort politisch-ideologischen Bekenntens in und um Thiepval.

Doch dieser Ortsname wurde nicht nur mit Bedacht nach Tübingen versetzt, sondern ebenso nach Nordirland. Dort, in Lisburn im County Antrim, gibt es seit Jahrzehnten gleichfalls eine Thiepval-Kaserne. Sie heißt „Thiepval Barracks“ und dient der britischen Armee auf der grünen Insel als Haupt-

quartier. Aber während der Name in Deutschland, zumal in der Nazi-Zeit, für blinde soldatische Aufopferung stehen sollte, symbolisiert er in Nordirland die Waffenbrüderschaft der loyalen „Ulstermen“ mit dem monarchischen England. Für manche ein gar zu brisantes Symbol: 1996 attackierten die militanten katholischen Nationalisten von der „Irish Republican Army“ (IRA) die „Thiepval Barracks“ bei einem blutigen und aufsehenerregenden Anschlag mit zwei Autobomben.

Rechts und links des „Ulster-Tower“ erstrecken sich unterhalb Thiepvals zwei britische Soldatenfriedhöfe, „Mill Road“ und „Connaught Cemetery“. Sie sind beide - es ist Anfang April - gerade frisch bepflanzt worden, vor allem mit Stiefmütterchen. Auch die Wege wurden jüngst geharkt. Und der Rasen zwischen den Grabplätzen gestutzt. Alles Arbeiten, die jährlich von den Gärtnertrupps der „Commonwealth War Graves Commission“, der britischen Kriegsgräberfürsorge, versehen werden, freilich nicht allein in Thiepval, sondern überall auf den Friedhöfen des zwanzig Quadratkilometer großen einstigen Schlachtgebiets nördlich der Somme, auf dem 129 000 Gräber zu betreuen sind.

Nicht nur Engländer, Schotten, Iren und Waliser liegen unter den zart beigefarbenen Stelen begraben, sondern auch Kanadier, Neuseeländer, Australier, Südafrikaner, Neufundländer, Rhodesier, Inder, Vietnamesen und Chinesen: insgesamt Soldaten und Armierungsarbeiter aus über zwanzig Ländern. Hier in der Picardie hat sich der Krieg auf dem europäischen Festland zum *Weltkrieg* ausgeweitet. Auch einen Mo-

dernisierungssprung hat dieser Krieg an der Somme gemacht: So kamen auf den Feldern vor Thiepval erstmals Tanks, auf deutsch damals „Panzerautomobile“, zum Einsatz.

Doch wo sind hier noch Spuren der Deutschen zu finden? An der ehemaligen Front sucht man sie vergebens. Wer etwa deutsche Soldatenfriedhöfe finden will, muss ins Hinterland reisen. Vorne, wo die Front verlief, erinnert nichts mehr an die deutsche Kriegspartei, hier ist ihr Gedächtnis vollständig aus der Landschaft verbannt – ebenso wie sämtliche deutsche Stellungen restlos beseitigt sind, etwa die in Großbritannien immer noch berühmte und Schauer erregende „Schwaben Redoubt“, einst Kernstück des deutschen Graben- und Bunkersystems im Zentrum der Somme-Schlacht, gelegen teils über, teils unter den Äckern von Thiepval. Man muß die Geschichtsschreibung zu Rate ziehen, um ganz zu begreifen, warum der Name Thiepval für eine der schwärzesten Stunden neuerer britischer Geschichte steht ...

Thiepval und seine Umgebung waren der für die Somme-Schlacht am stärksten ausgebaute Frontabschnitt. Die überwiegend aus Württembergern bestehende 26. Reservedivision, darunter das 180. Infanterieregiment aus Tübingen, hatten hier bereits Ende 1914 Stellung bezogen und insbesondere im Frühjahr 1916 ein fast uneinnehmbares Verteidigungssystem errichtet: Es bestand aus mehreren Grabenlinien samt Drahthindernissen, bunkerartigen Schutzräumen mit diversen Ausgängen, Telefonzentralen, Ruhe- und Versorgungsräu-

men, Lazaretten und sogar einer eigenen Wasser- und Stromversorgung. Manche dieser Fortifikationen lagen zum Teil zwanzig Meter unter der Erde und fassten bis zu tausend Mann. Der beste Kenner dieser Anlagen, Frieder Riedel, spricht in seinem Buch „Zwischen Kriegsgericht und Heldentod. Der Grabenkrieg an der Somme“, von wahren „unterirdischen Städten“. Aber auch natürliche Erdhöhlen, recht häufig in diesem Kreideboden, waren in das Deckungssystem einbezogen, ebenso die verwaisten Dörfer mit ihren Häusern und Ställen, desgleichen Einsiedlerhöfe, Schlossanlagen, Kapellen oder eine der häufigen Zuckerfabriken.

Blickt man auf die Karten, in denen dieser Frontabschnitt verzeichnet ist, erkennt man sogleich, woher die Soldaten stammten, die ihn ausgebaut hatten (die allermeisten Württemberger, die am Ersten Weltkrieg teilnahmen, taten es übrigens an der Somme). Manche Gräben trugen heimatlich klingende Namen: Zollerngraben, Stauferweg, Meisen- oder Münstergasse, Josenhans-, Stockacher oder Ulmer Graben, Königstraße, und selbst eine Mordiogasse (wie in der Altstadt von Tübingen) gab es auf dem Schlachtfeld vor Thiepval. Wer einmal aus der Kampfzone herauskam, konnte in das vergleichsweise sichere, zwölf Kilometer weiter nördlich gelegene Ligny-Tilloy fahren, wo der Zahlmeister des 180. Infanterieregiments für alle Dienstgrade eine „Erholungsstätte“ eingerichtet hatte, die „Tübinger Hof“ hieß. Die auffallend heimatliche Namensgebung geht jedoch nicht unbedingt auf die kämpfende Truppe zurück, die damit ihr Heimweh gestillt haben könn-

te, nein, sie entsprang vielmehr der gezielten und klar umrissenen Kriegspropaganda von oben. Wenn es nach dieser Propaganda ging, dann sollten die deutschen Soldaten an der Somme so etwas wie Heimatgefühl entwickeln und sich nicht in einer abweisenden Fremde fühlen. Dieser Wunsch entsprang sicher zum einen der Tatsache, dass hier in der Picardie lange gar nicht gekämpft, sondern durch den Bau riesiger, teils über-, teils unterirdischer Feldstellungen der Kampf nur vorbereitet wurde, was die auf Angriffskrieg getrimmte Truppe frustriert haben mag. Zum andern standen die Deutschen im äußersten Nordwesten Frankreichs auch auf historisch völlig unvertrautem Gelände; die Kämpfer in Warteposition mögen sich hin und wieder schon gefragt haben, was ihr Kaiser und Kriegsherr hier draußen eigentlich wollte, denn die Picardie war weder Elsass noch Lothringen, auf das man kraft Geschichte einen Anspruch glaubte erheben zu dürfen. Und auch der Feind auf der anderen Seite war nicht der gewohnte, nämlich der verhasste französische „Erbfeind“, Hausherr in diesem Lande, sondern die Briten, die ihm mit ihrer weltweiten Verwandtschaft gegen den deutschen Eindringling zu Hilfe geeilt waren. Das Gefühl, zurecht an diesem seltsamen Ort zu stehen, musste den eigenen Leuten durch eine Art organisierter Sentimentalität erst eingetrichtert werden.

Ist auch nur ein einziger deutscher Soldat von all den Zehntausenden so dumm gewesen, zu glauben, was die eigene Kriegspropaganda ihn glauben machen wollte, nämlich dass hier an der Somme seine Heimat sei?

Der große Angriff auf das deutsche Bollwerk an der Somme erfolgte am 1. Juli 1916, nachdem zuvor eine Woche lang aus fast zweitausend Geschützen auf die deutschen Linien gefeuert worden war. Das britische Oberkommando hatte gehofft, die feindlichen Soldaten mit diesem ungeheuren Bombardement zu töten, zu verschütten oder wenigstens bis zur Kampfunfähigkeit zu zerrütten. Aber als die Briten schließlich durch das Niemandsland auf die vordersten deutschen Gäben zuliefen, fanden sie die Brustwehren und besonders die Maschinengewehrstellungen der „Feste Schwaben“ voll besetzt. Die Deutschen hatten den Beschuss in ihren teils ausbetonierten Unterständen, Stollen, Tunnels und Tiefkasernen weitgehend unversehrt überstanden.

Thiepval war mit seinen Befestigungsanlagen - als deren Herzstück die „Feste Schwaben“ gelten muss - für die Briten nicht weniger als „the launchpad“: Diesen Pfad musste hinauf, wer die Großoffensive erfolgreich fortführen wollte, sei es um das umkämpfte Verdun zu entlasten oder den Krieg vielleicht sogar zu beenden. Was aber allein am ersten Tag der Somme-Schlacht geschah, wird in Großbritannien bis heute „Tragödie“, „Katastrophe“ oder „Desaster“ genannt. Da der Hauptangriff Thiepval galt, erlitten die Briten im Kampf um Thiepval auch ihre furchtbarsten Verluste. Der große Historiker John Keegan schreibt in seinem Buch „Das Antlitz des Krieges“: „Die wirkliche Tragödie liegt in der gewaltigen Disparität der deutschen und der britischen Verluste: Das deut-

sche 180. Regiment verlor von etwa 3.000 Mann am 1. Juli rund 280; die dieses Regiment angreifende 8. britische Division verlor 5.121 von 12.000.“ Noch schlimmer erging es den „Ulstermen“, die beim Sturm auf Thiepval am weitesten vordrangen und in den vordersten deutschen Gräben auch auf Kompanien des Tübinger Regiments stießen.

Zwei Jahre lang hielt das 180. Infanterieregiment in Thiepval insgesamt aus – bis die Briten die „indefatigable“ (unermüdlichen) „Wurtenburgers“, wie es noch immer in der englischen Kriegsliteratur heißt, am 26. September 1916 vertrieben: aus einem Trümmerhaufen, unter dem Hunderte von Leichen lagen.

Die eigentlichen Bewohner Thiepvals hatten ihren Heimatort - es war ihr wirklicher, nicht ihr ideologisch angemaßter - bereits am 1. November 1915 verlassen, 35 Männer, 45 Frauen und 25 Kinder, angeführt von ihrem Curé, dem katholischen Pfarrer. Ihr Kirchturm war von den Deutschen bereits ein Jahr zuvor gesprengt worden, damit er der feindlichen Artillerie keine Orientierung bot. Auf Viehwagen wurden sie ins Hinterland gebracht. Im Frühjahr 1919 kamen die ersten von ihnen zurück, zuerst nur Männer, die sich in den einstigen deutschen Unterständen einrichteten oder, wie ein englischer Chronist schreibt, „in Fuchslöchern“ lebten. Erst in den Zwanzigern stand wieder das erste und lange einzig befestigte Gebäude Thiepvals, eine Aufwärm- und Ausschankhütte mit dem Namen „A l’héroïne des ruines“ („Zur Heldin der Ruinen“). In diesem Lokal verkehrten die Heimkehrer, die aus den

Schlacht- wieder Getreidefelder machen wollten, oder auch die Edelmetallsammler aus halb Europa, die bei ihrer Tätigkeit nicht selten in die Luft flogen oder spurlos in Granattrichtern verschwanden. Vielleicht waren unter den Gästen der „Heldin“ aber auch einige jener Kriegsgefangenen, die die auf den Feldern ringsum begrabenen toten Deutschen auf Soldatenfriedhöfe umzubetten hatten.

Das 180. württembergische Infanterieregiment zog sich so wie die übrige Reservedivision weiter nach Norden in die sichere „Siegfried-Stellung“ zurück. Doch bevor die Truppen die Somme-Front und ihr ausgedehntes Umland verließen, hatten sie Anfang 1917 noch das „Unternehmen Alberich“ auszuführen, mit anderen Worten: verbrannte Erde zu hinterlassen auf dem Gebiet gesamten noch unter deutschem Befehl stehenden Kampfgebiet an der Somme! Zunächst wurde dabei die verbliebene Bevölkerung verjagt oder „deportiert“, dann wurden die Brunnen verseucht oder gesprengt, die Kirchen zum Einsturz gebracht, sämtliche Bäume auch entlang der Überlandstraßen gefällt und Behausungen aller Art zertrümmert oder eingerissen. Schließlich wurden für die nachrückenden Briten überall Sprengfallen von „erfinderischer Bösartigkeit“ angebracht, wie Ernst Jünger in seinen „Stahlgewittern“ festhielt. Zweihundert im Krieg bislang noch nicht oder noch nicht völlig zerstörte Dörfer wurden auf diese Art in Schutt und Asche verwandelt. Das 180. Infanterieregiment führte den verbrecherischen „Alberich“-Befehl des deutschen Oberkommandos in dem Dorf Douchy aus, ein Name, der auf dem am

Eingang zur Tübinger Thiepval-Kaserne aufgestellten Gedenkstein mit seinen Einsatzorten allerdings fehlt.

Geht man so mit seiner angeblichen Heimat um?

Auch mein Großvater, Friedrich Oesterle, geboren 1894, hat als einfacher württembergischer Pionier, der fast drei Jahre lang in Orten rund um das Somme-Schlachtfeld stationiert war, den „Alberich“-Befehl mitausgeführt. Seine Truppe, die 4. Kompanie des 13. württembergischen Pionierbataillons, gehörte zu der hier kämpfenden 26. Reservedivision des Generals von Soden und war zeitweise auch dem 180. Infanterieregiment angeschlossen. „Arbeiten am Feind“ nennt Ludwig Knies in seinem Buch „Das württembergische Pionierbataillon 13“ euphemistisch die im „Alberich“-Befehl angeordneten Zerstörungen – kein Wort darüber, daß es sich um Kriegsverbrechen handelte! Knies' Buch stammt aus den zwanziger Jahren und richtete sich vorwiegend an die Ehemaligen dieser Truppe, ein Dokument des ungebrochenen Militarismus; mein Großvater, ein Weimarer Sozialdemokrat, hat es jedenfalls nicht besessen. Um der Wahrheit ein wenig näherzukommen, habe ich im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv außerdem das Kriegstagebuch der 4. Feldpionierkompanie eingesehen. Ihm ist zu entnehmen, daß die Truppe meines Großvaters Anfang 1917, als der „Alberich“-Befehl ausgeführt werden musste, nordwestlich der Somme in dem Dorf Moyenneville stand. Von dort aus hatte sie in einem Radius von etwa zehn bis fünfzehn Kilometer verschiedene Zerstörungen

vorzunehmen, laut Kriegstagebuch unter anderem: die Sprengung von Brunnen und Bahndämmen in den Dörfern Monchy-au-Bois, Alette und Riencourt, die Vernichtung eines „Bergwerks“ - vermutlich jenes Kreidebergwerks, das auch Jünger in den „Stahlgewittern“ erwähnt -, abermals in Monchy, dann „Straßensprengungen in St. Leger, Hamelincourt, Moyenneville, Douchy und Alette“ sowie eine „Denkmal-sprengung bei der Eisenbahnbrücke Neuville“.

Eingezogen wurde mein Großvater, der aus dem schwäbisch-fränkischen Dorf Oberrot unweit von Schwäbisch Hall stammte, in dem auch ich geboren bin, im Juni 1915; nach Kasernierung und Ausbildung in seiner Garnisonsstadt Ulm zog er, der gelernte Schreiner, mit seiner Pioniertruppe über das Elsass und Lothringen in den äußersten Nordwesten Frankreichs, an die Somme-Front, wo die Deutschen vom Frühjahr 1916 an nicht länger französischen, sondern britischen Truppen gegenüberstanden. Wann mein Großvater hier erstmals zum Einsatz kam, weiß ich nicht – zu vermuten ist aber, daß er als Pionier an der Errichtung jener gewaltigen Feldstellungen beteiligt war, mit denen das deutsche Oberkommando die erwartete Offensive des Gegners aufhalten wollte. Schon länger schien klar zu sein, dass an der Somme (die einfachen deutschen Soldaten sprachen das e am Ende in der Regel mit) ein französisch-britischer Großangriff bevorstand; mein Großvater durfte sich zu jener eilends herbeigerufenen Verstärkung rechnen, die auf deutscher Seite dringend nötig war, um jene Schlacht schlagen zu können, die

mit ihren vermutlich mehr als einer halben Million Toten zu einer der furchtbarsten des Ersten Weltkriegs werden sollte.

Als er die Somme-Front erreichte - mag es im Herbst 1915 oder im Winter 1915/16 gewesen sein -, stand seine Pioniertruppe schon seit längerem in dem Doppeldorf Beaumont-Hamel und hatte von dort aus den knapp zehn Kilometer langen Frontabschnitt zwischen Serre und La Boisselle zu betreuen; zu diesem Abschnitt gehörte auch Thiepval. Aus dem Kriegstagebuch seiner Kompanie geht hervor, mit welchen schlachtvorbereitenden Arbeiten die Pioniere unter anderem befasst waren: der Herstellung von „Sehspiegeln“, die die Kampfzone vermutlich zu überblicken halfen, ohne daß die Soldaten ihren Kopf zu weit aus dem Graben strecken mussten; sodann mit dem Ausbau von Stollen und anderen Großanlagen bei Thiepval und Beaumont (wo sich auch ihr Pionierpark mit sämtlichen Werkstätten befand), des weiteren dem Bau von neuen Kampf- und Laufgräben, Unterständen und Beobachtungsposten sowie einer Feldbahn, die den Transport von Waffen, Munition und Verpflegung zur Front sicherstellen sollte. Dass die große Schlacht näher rückte, zeigen die Arbeiten, von denen das Kriegstagebuch im Frühjahr 1916 berichtet: das Anlegen von Minenfeldern vor allem, außerdem der Bau von Munitionsunterständen (die gegen feindliche Treffer zu sichern waren) sowie die Einrichtung von Mörserstellungen und Maschinengewehrnestern; fast jeder Eintrag schließt mit der refrainartigen Bemerkung „Verteilung der Nahkampfmittel“, worunter man sich vermutlich Handgra-

naten, Bajonette, Pistolen und Messer vorstellen darf. Das Knies'sche Truppenporträt berichtet aber auch von „Handgranatenprüfung in winterlicher Witterung“ sowie der Errichtung von „Scheinanlagen“, die den Gegner verwirren und seine wütenden Angriffe auf sich ziehen sollten – spätestens am 1. Juli 1916 war es schließlich soweit! Nebenbei ist auch von „Wohnungsverbesserungen“ die Rede, die inmitten der Ruinendörfer den eigenen Soldaten zugute gekommen sein dürften.

In kargen Umrissen wird bei Knies außerdem beschrieben, welche Fortschritte der Krieg an der Somme-Front sozusagen waffentechnisch machte: Im Frühsommer 1915 ereignete sich das erste „Trommelfeuer“, und der Verfasser merkt an, daß sowohl das Wort wie auch die Erfahrung neu gewesen seien, „denn manche Leute waren davon verstört“. Noch zur selben Zeit setzte der Gaskrieg ein, weshalb an die Soldaten „Schutzapparate gegen Giftgase“ ausgegeben werden mussten. Anfang 1916, als man selbst mit dem wuchtigen Ausbau des Frontabschnitts begann, forcierte der Gegner den „Minenkrieg“; teils aus vierzig Metern Tiefe seien die deutschen Linien angegriffen worden. (Das Jahr 1916 war an der Somme wie auch in Verdun das Jahr der Erdminen, sprich: An beiden Fronten grub man sich - die Briten hatten dafür walisische Bergleute – vorwärts bis genau unter die feindlichen Stellungen, brachte Minen an, zog sich zurück und zündete sie; wer die Wirkung studieren will, besuche den gut erhaltenen „Lochnagar“-Krater von La Boisselle, der über hundert Meter

Durchmesser und rund dreißig Meter Tiefe misst und auch heute noch hin und wieder menschliche Gebeine freigibt ...) Das ist nun für Knies auch der rechte Zeitpunkt, die Toten des Bataillons zu zählen: 148 sind es bei dieser Pioniertruppe, außerdem 350 Verwundete.

Eine geringfügige Verwundung - erstaunlicherweise seine einzige in dieser Hölle von Materialschlacht - trug auch mein Großvater davon: eine Gaswunde am Schienbein, am linken oder rechten, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Sie blieb ihm erhalten bis ans Ende seiner Tage. Ich habe sie als Kind oft verbunden, wir spielten gern Lazarett: Die Wunde war handteller groß, etwa einen halben Zentimeter tief, von rosa-weißlicher Farbe, sie suppte und stank. Zinksalbe war fingerdick hineinzustreichen, bevor sie mit Mullbinde zu gewickelt wurde. Manchmal heilte die Wunde ab und blieb eine Zeitlang trocken, dann brach sie wieder auf und nässte, bisweilen auch blutig und eitrig. Giftgas ist dauerhaft wirksam, egal ob es aus Gelb- oder Grünkreuz besteht. Ich weiß nicht, welches spezielle Gift es bei meinem Großvater war, aber es tat seine Wirkung bis zum Schluss, mit diesem „Souvenir“, wie er sagte, starb er, am Totensonntag 1974 mit 81 Jahren – ein gnädiger Alterstod. Ich weiß ebenso wenig, wann und wo er sich seine Gaswunde zugezogen hatte, ich weiß nur, wie: Er verding sich mit einem Bein in einem Stacheldrahtverhau - einem eigenen oder fremden -, zerriss sich den Drillich und verletzte sein Bein ... auf dem Stacheldraht hatte sich

Giftgas niedergeschlagen wie Tau oder Rauhreif, und er bemerkte erst Stunden später die Folgen ...

In der letzten Juniwoche des Jahres 1916 brach schließlich die einwöchige Kanonade los, die den Auftakt zur Sommeschlacht bildete. Mein Großvater dürfte sie so wie den anschließenden Sturmangriff der Briten am 1. Juli in den sicheren Tiefbunkern des Pionierparks von Beaumont erlebt haben, die für sämtliche deutsche Einheiten überall an der Front gebaut worden waren. Diese Bunker waren wie alle Feldstellungen über und unter der Erde, die die Deutschen in Monaten mit ungeheurem Aufwand gebaut hatten, „schlicht undurchdringlich“, wie der Kriegsarchäologe Frieder Riedel schreibt. Fliegerangriffe verschärften die Offensive noch, und die Knies'sche Bataillonschronik spricht sicher ohne Übertreibung von einem „fortwährenden Zittern und Beben des Erdbodens“, das eine Woche lang bei Tag und Nacht nicht geendet habe. Als die württembergischen Pioniere ihre Schutzräume wieder verließen, gab es für sie allerhand zu tun, vorderhand mussten sie zahlreiche verschüttete Stellungen und Unterstände „ausgraben“, Essen nach vorn zur kämpfenden Truppe tragen und Tote von dort mit zurücknehmen; dann waren zerbombte Wege und Straßen wiederherzustellen, Baustoffe sowie Lebensmittel aus der Etappe zu besorgen und vorrangig in der Dunkelheit - so als wären die Pioniere Nachtwächter - die Frontlinie zu bewachen, etwa indem man sie mit Leuchtpurmunition erhellte, um gegnerische Kommandounternehmen abzuschrecken. Zehn Tage lang rannten die

„vollbepackten Engländer“ unter ungeheuren Verlusten immer wieder gegen die bestens gesicherten deutschen Linien an – waren alle Pionierarbeiten erledigt, musste auch die Truppe meines Großvaters laut Befehl ihr Arbeitsgerät aus den Händen legen und „zur Beteiligung am allgemeinen Kampf“ übergehen. Wer ihn überlebte, durfte im Pionierpark wieder ans Werk gehen, um sich an der massenhaften Herstellung von Särgen und Grabkreuzen zu beteiligen – Knies berichtet davon nicht, aber eine der wenigen Fotografien, die ich aus der Kriegszeit von meinem Großvater besitze, zeigt ihn – pfeiferauchend – im Kreis seiner Kameraden beim Aufpflanzen von beschrifteten hölzernen Kreuzen auf dunklen, frischen Grabhügeln. An einen der Toten, die er mitbeerdigt hat, erinnere ich mich bis heute – er hat seinen Namen oft erwähnt, in Trauer und Anhänglichkeit, und dieser Name sticht mir geradezu schmerzhaft ins Auge, als ich ihn bei Knies entdeckte: Oberleutnant Schefold, der Kompaniechef meines Großvaters.

Sonst kann ich mich keines Namens mehr entsinnen, so wenig wie ich mich an die Geschichten, erinnern kann, die er mir erzählt haben mag. Hat mein Großvater, der mit mir oft ganze Tage auf Wanderungen verbrachte, und der ein sanfter, geselliger, bei jedermann geachteter und bei etlichen sogar geliebter Mann war, hat er mir aus der Somme-Schlacht überhaupt viel erzählt? Oder erging es ihm wie jenen Kämpfern, von denen der Geschichtsphilosoph Walter Benjamin in seinem Aufsatz „Armut und Erfahrung“ schreibt: dass die Materialschlacht sie nahezu sprachlos entlassen hat? Auch an

Ortsnamen, die mein Großvater genannt haben könnte, erinnere ich mich nicht, weder Thiepval noch Beaumont-Hamel noch Moyenneville. Doch als ich im Frühjahr 2006, nach drei, vier Tagen an der Somme, aus dem Ancre-Tal hinauf in jenes Doppeldorf fahre, in dem mein Großvater stationiert war, durchzuckt es mich: „Hamel“, denke ich, aber anders, nämlich deutsch betont, also auf der ersten Silbe, „Hámel“ – dieser Name kam in den Reden meines Großvaters vor, und zwar wenn wir Karten spielten und er einen guten Stich gemacht hatte, dann sagte er nämlich fast regelmäßig vor sich hin: „Merci beaucoup Hamel ...!“ (*alles* schwer auf der ersten Silbe betont), eine Formel ohne - zumindest für mich - erkennbaren Sinn ... Erst jetzt höre ich aus diesem Spruch den Ortsnamen Beaumont-Hamel heraus, gleichsam „kriegsphonetisch“ (so sagt die Forschung dazu) verzerrt, und das heißt: nur für das Ohr von Eingeweihten deutlich wahrnehmbar in den soldatischen Jargon eingeschmolzen.

Wohl mehr als einmal war der Kriegslebenslauf meines Großvaters von großem Glück geleitet – und ganz bestimmt an jenem Tag Ende Oktober oder Anfang November 1916, als seine Truppe aus Beaumont abgezogen wurde. Denn so blieb ihm ein weiterer Tag in diesem schlachtwichtigen Ort erspart, der ihm noch leichter wohl als andere den Tod hätte bringen können; der Tag im November, an dem die Briten den Ort stürmten, indem sie die mittlerweile gut erprobte „Feuerwalze“ schossen (das war Artilleriefeuer, das immer näher beim Dorf einschlug, während dahinter, gleichsam in seinem

Schutz und im selben Tempo, Infanterie näherrückte). So gelang es, die Deutschen tatsächlich und dauerhaft aus Beaumont zu vertreiben, wogegen man sich vorher mehrmals in einem Grabensystem totlief, das laut Riedel mit Abstand „das am sorgfältigsten geplante und gebaute“ im Bereich der Somme-Front war. Dazu gehörten auch die größten und tiefsten Stollen (unter anderem der „Leilingstollen“), in denen die deutschen Soldaten am Ort, darunter mein Großvater, die furchtbarsten Attacken des Gegners - vermutlich auch die zum Auftakt der Somme-Schlacht - in größtmöglicher Sicherheit überlebten.

Nach dem Abzug aus Beaumont kam die Pionierkompanie meines Großvaters zuerst ins fast schon beschauliche Croisilles, wo sie sich ausruhen durfte, danach wurde sie in Monchy eingesetzt und hatte dazu beizutragen, den „Alberich“-Befehl umzusetzen. Bis in den Hochsommer des Jahres 1917 sollte dieses württembergische Pionierbataillon noch in der Picardie bleiben, dann wurde es in die dritte und letzte Flandernschlacht geschickt, bevor es noch einmal nach Nordfrankreich zurückkehrte, um im Oktober 1918, kurz vor Kriegsschluss, an der Doppelschlacht von Cambrai teilzunehmen. Darauf setzte der Rückzug auf belgischen Boden ein, allerdings nicht ohne noch einmal, etwa in dem Ort Grandglise, Zerstörungen an der Infrastruktur vorzunehmen und ebenso die „eigenen Geschütze“ zu sprengen, und zwar „wenn der Feind nahte“, wie es in der Knies'schen Truppenchronik ungerührt heißt.

Dann kam das Ende.

Am 10. November 1918 trat das Bataillon von Brüssel aus ganz und gar zu Fuß seinen Rückmarsch nach Köln an – unterwegs hörten die Soldaten vom vereinbarten Waffenstillstand. In Köln bestieg mein Großvater am 7. Dezember zusammen mit seinen Kameraden einen Zug, der sie über Wiesbaden und Bruchsal nach Ulm, in ihre Heimatgarnison brachte. Vier Tage später wurden sie dort alle „demobilisiert“ und konnten Weihnachten zu Hause verbringen.

Nicht ein einziges Weihnachten hat mein Großvater in den kommenden 56 Jahren woanders verbracht als daheim. Er war gegen jedermann friedfertig, hetzte weder gegen Völker noch Personen und wurde (ein linker) Sozialdemokrat. Er wanderte gern und erzählte noch gerner, hatte, zumindest im Alter, nahe am Wasser gebaut, aber auch am Wein. Ehrenamtlich arbeitete er jahrzehntelang für das Rote Kreuz in den Dörfern unseres Waldtals und ist nach 1933 keiner einzigen Nazi-Organisation beigetreten – halb Widerständler, halb Angepasster, so kam er durch die Hitler-Zeit ... wir besaßen einen Rechen, den er, der Schreinermeister, selbst gefertigt hatte; auf diesem Rechen, mit dem ich in meiner Jugend eigenhändig Gras und Heu auf unseren paar Wiesen zusammen rechte, stand, mit Zimmerblei geschrieben: „1933 – im Jahre des Unheils“. 1944 ist sein ältester Sohn, Gotthilf, im Krieg gefallen; sein zweiter, Fritz, der mein Vater wurde, kam unverwundet zurück und konnte später den väterlichen Schreinerbetrieb übernehmen. 1945 ließ mein Großvater sich in den Gemeinderat unseres Orts wählen, drei Jahre lang amtete er

auch als stellvertretender und zeitweise hauptamtlicher Bürgermeister von Oberrot. Das war nur möglich, weil die amerikanische Militärregierung ihn als unbelasteten Mann zu dem Pool „political parties“ zuließ, in dem die Demokraten sich sammeln durften, bevor die Parteien wieder zugelassen wurden. Er hat nur selten und widerwillig über die Nazi-Zeit gesprochen. Ebenso widerwillig über den Ersten Weltkrieg und seine Zeit an der Somme. Ich erinnere mich nur, dass mein Großvater bei unseren Lazarett-Spielen hin und wieder erzählte, dass ich, 36 Jahre vor meiner Geburt, ihn in seinem Ohr als Däumling durch alle Schlachten begleitet hätte, dass es ihm ein Trost und eine Freude gewesen sei, mich bei sich zu haben, und dass wir in all dem grausamen, blutigen Getümmel manch gute Stunde miteinander verbracht hätten ... trotz alledem.